

seiner Existenz in einer ihm bewußten, ihn versuchenden und von ihm auch immer wieder thematisierten Konkurrenz mit Gott, dem Schöpfer aller Kreatur. Das »ihr werdet sein wie Gott« ist die große Verführung des Dichters und aller Kunst von Anfang an. Der Künstler hat stärker als andere Menschen teil an der Ursünde des unendlichen Wissensdurstes, da er in seinem Werk, durch die Menschen erschaffende Analyse von Menschen, Erkenntnis also durch Schöpfung, zu gewinnen versucht. So ist die Gestaltung des Bösen, die Rolle des ästhetisierenden Zynikers und selbst die des wißbegierigen Mörders nur eine der Bewußtseinsrollen des Dichters, die er ganz beherrschen und vielleicht sogar – zumindest in seiner Vorstellungskraft – erfahren haben muß, wenn er sie glaubhaft und wahrscheinlich gestalten möchte. Die Frage Papst Johannes Pauls II. also: »Kann der Spiegel des Negativen in der Vielfalt heutiger Kunst nicht zum Selbstzweck werden, kann er nicht zum Genuß am Bösen, zur Freude an der Zerstörung und am Untergang, kann er nicht zum Zynismus und zur Menschenverachtung führen?« – ist kurz mit »Ja« zu beantworten, denn die Gewinnung von Schönheit aus dem Untergang, die von Rilke in den »Duineser Elegien« erkannte Affinität des Schönen zum Schrecklichen ist das fundamentale Kennzeichen der aus der Romantik in die Moderne heraufziehenden ästhetizistischen Tradition. Man könnte zugespitzt formulieren: Ohne den Genuß am Bösen keine große Literatur! Dieser Lust und diesem Genuß zu widerstehen, ihn in der Form zu überwinden, ist Größe und Gefahr der Kunst zugleich.

Sprachmeisterschaft

Wilhelm Hausenstein zum 100. Geburtstag

Von Max von Brück

Wilhelm Hausenstein, geboren am 17. Juni 1882 zu Hornberg im Schwarzwald, Sohn eines großherzoglich badischen Beamten und Enkel eines achtundvierziger »Revoluzers« aus gut liberaler alemannischer Tradition, hat immer wieder aus der Brunnenstube seiner Kindheit die köstlichsten Wasser geschöpft. Immer wieder läßt sich ja feststellen, daß bedeutende Menschen, die noch in der Spätzeit des vorigen Jahrhunderts geboren waren, sich mit dankbarer Freude der Situation ihrer Kindheit, ihres Ursprungs entsinnen. Vielleicht war es so, daß damals eine leuchtendere Fülle über allen Dingen lag – wir später Geborenen glauben es ja auch gern, daß die Frühlingswiesen unseres Lebens reicher blühten als die jetzigen – und daß das Dröhnen kommender Vulkane sich erst aus weiter Ferne ansagte.

Es ist schwer, einem bedeutenden Werke angemessen zu begegnen, wenn es in immer weiteren Dimensionen dem Blick des Betrachters sich darstellt. Wo wäre zu beginnen, wo zu enden? Etwa beim Kunstschriftsteller, der den Barock, das Rokoko und die abendländische Malerei bis zu Klee und Beckmann sichtet und deutet? Oder beim Schilderer von Städten und Landschaften, der am Mantel der Erscheinungen entscheidende Details gleichsam mit einem Röntgenblick festhält? Oder soll man auf jene Werke das besondere Augenmerk richten, die ihm selbst am teuersten waren: das »Zwiege-

sprach über den Don Quichote«; die Erzählungen; den autobiographischen Roman »Lux Perpetua«, der – leider unabgeschlossen – in einem ersten Band seit 1947 vorliegt und sich nachdrücklich in die große Tradition des deutschen Bildungsromanes einfügt. Auch der Übersetzungen wäre zu gedenken, jener Übertragungen vornehmlich Rimbauds und Baudelaires, in denen Modernität und Lateinertum – aus verwandtem Gespür der Nerven – ins Deutsche hereingeholt werden. Schließlich ist auch der äußere Lebensweg nicht zu vergessen, der nach dem Sturz des ihn verfolgenden Hitlerregimes zum Gipfel der Ehrungen führte und ihn als Vertreter der Bundesrepublik von 1950 bis 1955 in Paris wirken läßt.

In »Lux Perpetua« – der Name kommt vom Lämpchen, das unweit vom Altar »in halber Höhe schwebend glüht« – in »Lux Perpetua« also gibt es einen Abschnitt, »Fin de siècle« genannt. Darin findet sich, wohlgermerkt schon unter dem Datum des Jahres 1910, eine für die prognostische Membran dieses Schriftstellers höchst aufschlußreiche Stelle. Es ist da von den »chimärisch aufgetriebenen Proportionen eines technischen Zeitalters« die Rede. Es heißt da: »Handlungen sind nicht mehr Handlungen, Taten nicht mehr Taten, sondern bloß Geschehnisse, die sich selbst daherbringen.« Der Schwund des Faktischen wird registriert und daran die Bemerkung geknüpft, daß die Welt entleerter, »fader« geworden sei.

Liest man, jene Sätze im Gedächtnis, die 1932 erschienenen »Europäische Hauptstädte«, eine Folge städtischer Meisterporträts, wird die Macht dieses Mannes deutlich, als Künstler des Wortes, nicht der Palette, hinter der versehrten Welt ihr verschüttetes inwendiges, schöneres Antlitz freizulegen: das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen, den Gang der großen Ordnungen. Von Bildern der Oberfläche, Reizen auf die Netzhaut führt er zum verborgenen Grund. Rom ersteht, hinuntergewühlt in die Tiefe, alt und fortlebend, urerfahren und wahrgenommen in seinen Tempeln und Krypten, Katakomben und unterirdischen Kultstätten. Und das von ihm so oft durchwanderte, geliebte Paris ersteht, klassisch und modern, in seiner köstlich nuancierten Grisaille, rosa überhaucht von der späten Sonne Frankreichs. Und auch Wien ist da, das Herz des alten Reiches, in seiner stets spürbaren leisen Schwermut.

Immer wieder, in frühen und späten Tagen, suchte sein Auge die schwarzblauen und schwarzgrünen Kuppen des Schwarzwalds, die »geliebte Schleife des Oberrheins«, den Blick auf die Vogesenkämme und jenes Dreieck, wo Baden, Burgundische Pforte und Schweiz aneinanderstoßen. Er selber kam ja, wie man im Schwarzwald sagt, »aus der Gegend«, wo die Münster von Freiburg, Breisach und Straßburg einander nachbarlich grüßen.

Es war die Landschaft des geliebten Johann Peter Hebel, auf dessen Namen er 1949 vom Lande Baden den Preis erhielt. »Provinz« im besten Sinne wurde ihm aus den eigenen Ursprüngen als Erfahrung zuteil. Sie machte ihn schließlich zum überzeugten Föderalisten, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit sogar einen westdeutschen Staatenbund nicht ausgeschlossen wissen wollte. In dem 1958 aus dem Nachlaß unter dem Titel »Liebe zu München« vereinigten Aufsätzen und Tagebuchblättern schließt er anläßlich der Schilderung eines Besuches beim Kronprinzen Rupprecht sogar eine separatistische Lösung für Bayern nicht aus, und zwar »in absoluter Selbständigkeit wie Österreich, außerhalb des Reichs«. Freilich, der geschilderte Besuch in Leutstetten am Starnberger See fand Ende 1945 statt – damals gab es keine Bundesrepublik, Deutschland existierte nur mehr als geographischer Begriff.

Im Jahre 1903 bezog Hausenstein die Universität München und beendete dort seine Studien als Historiker mit einer Dissertation über »Die Wiedervereinigung Regensburgs mit Bayern im Jahre 1810«. Später, als freier Schriftsteller, hörte er bei Karl Voll Vorlesungen über neuere und moderne Kunst und veröffentlichte – neben zahlreichen Publikationen über Maler der Gegenwart oder des Barock im Jahre 1926 das umfangreiche Werk über Rembrandt. Bereits 1910 hatte er – um nur noch ein Werk zum Thema der abendländischen Malerei zu nennen – die Monographie »Der Bauern-Bruegel« bei Reinhard Piper herausgebracht. Sie eröffnete die Freundschaft zum alten Piper, der eine der großen Verleger-Figuren aus der Spätzeit des neunzehnten Jahrhunderts war, und unter anderem das Werk Dostojewskis auf deutsch herausbrachte.

Das Jahr 1906 lebte der 24jährige in Paris. Er verdiente dort sein Brot als Vorleser der ehemaligen Königin von Neapel, genauer: »Beider Sizilien«, der sogenannten »Heldin von Gaeta«, vermutlich so benannt, weil sie in Gaeta, wenn auch vergeblich, eine Kanone auf die vorrückenden Truppen Garibaldi abschießen ließ.

Es versteht sich, daß dieses frühere Paris mit seinem Nachglanz von »fin de siècle« und »belle époque« auf den sinnenfrohen, allen schönen Dingen zugewandtem jungen Mann einen mächtigen Eindruck machte. 1907 ging er dann wieder nach München, wo er mehr als fünfzig Jahre leben und seine zweite Heimat finden sollte. Im selben Jahr trat er in die Sozialdemokratische Partei ein, beteiligte sich an Arbeiter-Lehrkursen und schrieb in den »Sozialistischen Monatsheften«. Theodor Heuss, den er im Kolleg des Nationalökonom Lujo von Brentano kennengelernt hatte, erklärte er in einem Briefe von 1908, sein Sozialismus sei nicht nur »proletarischer Protest«, nicht bloß Gefühlsangelegenheit, sondern wissenschaftlich Erkanntes. Er habe sich systematisch mit sozialistischer Literatur (speziell Lassalle) befaßt, die Grundforderungen der Sozialdemokratie seien ihm bereits unzweifelhafte Selbstverständlichkeiten, über Demokratie lasse sich überhaupt nicht mehr streiten.

1919 schied Hausenstein aus der SPD aus. Wie er in den nach seinem Tode erschienenen »Pariser Erinnerungen« vermerkt, hätten damals seine »sozialistischen Begriffe« auch angefangen, in einem »zunehmend christlichen Leitbild aufzugehen.« Wer aufmerksam die Tagebücher von 1942 bis 1946 sowie die abschließenden »Impressionen und Analysen« und auch manche Äußerungen in seinen Schilderungen und Aufsätzen liest, wird einen kritischen Prozeß feststellen müssen, der vom dezidierten Sozialisten allmählich zum Konservativen, ja – unter dem Einfluß des Haecker-Kreises und einer betonten Hinwendung zum Theologischen – zum »Hierarchisten« führt. Dieser Prozeß vollzog sich nicht von heute auf morgen, er nahm Jahrzehnte in Anspruch. Der Übertritt zum Katholizismus im Jahre 1940 ist dabei unstreitig ein entscheidender Einschnitt, doch ging diesem mindestens seit Beginn der dreißiger Jahre eine Neusichtung des zuhandenen Wertesystems voraus, wobei er vor allem auch zu einer veränderten Bewertung des Wesens und Begriffes der Tradition gelangte.

Im Ersten Weltkrieg wirkte er im Zivilstab des deutschen Generalgouverneurs in Brüssel, war mit der Sicherung der Kunstschatze betraut und gab die Zeitschrift »Belfried« heraus. Dort in Brüssel lernte er die Gefährtin seines Lebens kennen, die einer belgisch-jüdischen Familie entstammt und die er 1919 in München heiratete. Er hat Frau Margot – sie steht heute im 92. Lebensjahr, und zwar in voller geistiger Frische – ein Zeugnis herzbewegenden Dankes ausgestellt. Am 17. Juni 1946, bezeichnenderweise dem Datum seines Geburtstages, schreibt er der damals im Exil als Emigrantin lebenden

einzigen Tochter wie folgt: »Sie ist eine großartige Frau. Wie hat sie mir geholfen, die scheußlichen Hitler-Jahre zu überstehen. Welch wohltätig disziplinierende Kraft ist von allen ihren haargenauen moralischen und künstlerischen Unterscheidungen auf mich ausgeströmt! In der Grundlegung meiner Arbeit ist sie mit einem moralischen und überhaupt geistigen Anteil mitgegenwärtig, den ich gar nicht überschätzen kann. Sie ist la bonne conscience (das gute Gewissen) meiner ganzen geistigen Existenz . . .«

Die Hausensteins lebten in München großbürgerlich und führten in der Ohmstraße ein Haus von gepflegtestem Zuschnitt, das gegen Ende der zwanziger Jahre mit einem Wohnsitz in Tutzing vertauscht wurde. Bis 1933 war er fester und hochdotierter Mitarbeiter der »Münchener Neuesten Nachrichten« und verlor nach der sogenannten »Machtergreifung« diese Position und übernahm, ein Jahr darauf, die Redaktion der Frauenbeilage und des Literaturblattes der alten »Frankfurter Zeitung« bis zum 1943 erfolgenden Berufsverbot. Hausenstein hatte seit 1916, vor allem über seinen Freund Benno Reifenberg, zu dieser Zeitung ein enges Verhältnis. Er führte die Redaktion von seinem Wohnsitz in Tutzing aus, was naturgemäß mit regelmäßigen Redaktionsbesuchen in Frankfurt und einer nicht abreißenden Korrespondenz verbunden war.

Hausenstein hat es sich, als Buchautor wie als Redakteur, niemals leicht gemacht. Auch seinen Mitarbeitern ließ er keine Unachtsamkeit durchgehen, freilich nicht ohne Kritik in der behutsamsten Weise anzubringen, mit jener natürlichen Schonung des anderen, die einen Grundzug seines Wesens bildete. Die redaktionelle Tageskorrespondenz ging ins schier Ungemessene. Oft folgte einem Schreiben ein zweites und drittes mit ergänzenden oder berichtigenden Anfügungen. Sein Wille zur Ordnung, zur Genauigkeit, zur präzisesten Bestimmung konnte selbstquälerische Züge annehmen. Er selber gab sich darüber keinen Täuschungen hin und bezeichnete sie gelegentlich als Hypochondrie. Oder er überspielte sie mit Humor, und dann glaubte man ein schelmisches Lachen im raschen Tempo seiner Rede zu vernehmen, so, wenn er sich, auf dem Kiesrondell vor dem Tutzinger Haus, plötzlich bückte und ein Unkraut ausriß. »Satzfehler korrigieren«, pflegte er das zu nennen. Oder wenn er den ihn zum Briefkasten begleitenden Besucher bat, doch einmal nachzuprüfen, ob der Bestimmungsort auf den Adressen auch richtig angegeben sei.

An seiner Tafel in der Ohmstraße waren Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, Journalisten zu Gast. Max Picard, sein nächster Freund, der Schweizer Philosoph und Zeitkritiker, fehlte nie, wann immer er nach München kam. Wer das München der zwanziger Jahre miterlebt hat und daran zurückdenkt, dem mag diese Stadt als eine »belle Epoque« eigener Art zwischen den Kriegen erscheinen, zumindest in den Jahren nach der Inflation und vor dem Aufstieg des Nazitums. Die Atmosphäre war heiterer, der Lebensgenuß von Sorgen unbeschwerter. Noch stand die drohende schwarze Wolke nicht am Horizont. In das Bild dieses München gehört unverwechselbar die Gestalt des Vierzigers Hausenstein. Er trägt eine graue Melone, eine heute wohl nur noch in London gelegentlich anzutreffende Kopfbedeckung, und wandert raschen Schritts im dunkelgrauen Anzug mit Querbinder durch den Hofgarten. Schon als junger Sozialist hatte er etwas Seigneurales, der Wille zu Zucht und Stil war ihm eingeprägt.

Er war ein Mann der Symmetrie und haßte von früh an das Rohe. Lange blieb ihm das jugendliche Aussehen erhalten, erst spät mischte sich Schläfengrau ins dunkle Haar, die Querfalten über der Stirn gruben sich tiefer, der spürende Blick der braungrauen Augen mit der leicht gesprenkelten Iris wurde melancholischer, einsamer. Sein Gesicht mit der

barocken Nase, der feinen Ziselierung um Kinn und Mund, der gelungenen Plastik von Ohr und Wange glich einer Membran von äußerster Sensibilität, doch bei festem Kontur.

Ein solcher Mann konnte mit dem Auge malen. Sein Schreiben ging von der Erscheinung aus und entdeckte vieles, was andere übersahen. Er bereitete seine Bücher, die schon damals in stattlicher Anzahl vorlagen, aufs exakteste vor, mit Dispositionen, die in die Details gingen. Das war Maßarbeit, Handwerk im besten Sinne, wobei die Kernsubstanz des Gegenstandes wie aus bearbeiteten Blöcken herausgemeißelt wurde. Von daher die Transparenz, die in seinen Städte- und Landschaftsschilderungen uns entgegentritt, in der südfranzösischen Reise zum Beispiel, in der Hellasfahrt und in kleinen Kabinettstücken, der Kahnfahrt etwa auf der Würm bei Starnberg: impressionistische Malerei besten Karats, ins Lichtgitter der Sprache übersetzt. Freilich, dieses Lichtgitter ist dank der erwähnten extremen Sensibilität des Schreibenden, vor allem in der Epoche der ungemischten ästhetischen Weltanschauung, nicht frei von Manierismen, ja von Preziositäten, wie sie eben dem Ästhetischen als das gleichsam Natürliche anhaften.

In den »Tagebüchern«, die den bezeichnenden Obertitel »Licht unter dem Horizont« führen, spricht er von einer »allzu unbefangenen, allzu ungehemmten Produktion« seiner früheren Jahre. Das harte, meines Erachtens zu harte Selbsturteil mag der Hinwendung zur Kategorie des Religiösen entsprechen, die an die Stelle des Ästhetischen treten möchte. Wilhelm und Margot Hausenstein vollzogen 1940 zu Ostern die offenbar schon länger vorbedachte Konversion. Der politisch Mißliebige, Unerwünschte, Verdächtige und seine jüdische Frau mußten diese Konversion zum katholischen Glauben insgeheim vollziehen, nur die nächsten Freunde wußten davon. Sie eröffnet die späteren und späten Jahre, doch mag Hausensteins »via crucis« schon zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahrzehnt begonnen haben. Er vollzog das Selbstopfer der früheren Unbefangenheit, weil sie ihm innerhalb der religiösen Existenz als nicht mehr statthaft und, wie er es ausdrückte, zu »natural« erschien. Nun wuchsen noch die selbstquälerischen Zweifel. Wiederum wußte er es selber am besten. Man lese dazu die Eintragung vom 12. November 1942 in »Licht unter dem Horizont«. Es heißt da: »Meine eigene Gefahr, vielleicht sogar zunehmend: daß ich bei der wachsenden Besorgnis vor der Verantwortlichkeit jedes schriftstellerischen Wortes (und jeder Aussage überhaupt), einer Besorgnis, die mich in eine peinliche Phobie, in eine Art literarischer Platzangst zu versetzen droht – daß ich aus dieser wachsenden Besorgnis zu viel an meinen Arbeiten putze, umforme, auch streiche; daß ich zu sehr chargiere, daß ich überbestimmend aussage, in den unvermeidlichen Manierismus der Hypochondrie gerate; daß ich mithin die Natürlichkeit der Aussage einbüße, ihre Spontaneität, das Initiative . . .«

Bedenken dieser Art ziehen wie ein roter Faden durch die Tagebücher, er mißtraute jedem ersten spontanen Wurf. Folgerichtig entspricht dieser Haltung die Zurückweisung »des überspannten Sensualismus meiner eigenen früheren Jahre (bis zum fünfzigsten)«; die höchst kritische Distanz zur naturalistischen Psychologie des neunzehnten Jahrhunderts (Zola, France); der Plan eines »helfenden Romans« mit Gotthelf und Stifter als Mustern; die Verabschiedung des »fin de siècle«. Er wollte »mit einigen letzten Büchern viele Fehler« gutmachen, und was er nun als »Fehler« empfand, war nichts anderes als die eigene vielfach mit manieristischen Mitteln arbeitende sensualistische

Kunst. Damals begann er mit dem autobiographischen Roman »Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit.« Nun wollte er (Eintragung vom 8. Februar 1943) aus dem »antithetischen Stil« der Darstellung (mit ihren »zwar« und »aber«, mit »freilich« und »immerhin« und »übrigens«) herauskommen, um »eine positive Aussage an die andere« zu schließen und »alles einfacher« zu halten. Das ist, mit einem Wort, der sich ihm aufzwingende, äußerst schwere und mit eminentem Kunstverstand unternommene Versuch, die ästhetische Kategorie durch die religiöse zu übersteigen und von dort her eine neue Unbefangenheit, eine Unbefangenheit zweiten Grades zu gewinnen.

Die theologische Dimension, welche die frühere humanästhetische, er würde sagen »naturale«, weitgehend aufzog, sie bildet den zentralen Gehalt der »Tagebücher«, wie auch der letzten Aufzeichnungen, der »Impressionen und Analysen«. Jetzt umkreist er immer wieder das Problem des Bösen, das »mysterium iniquitatis«, das Problem von Seinsprivation und doch Realexistenz des Teufels. Er exzerpiert Augustinus und sucht Rat bei einem geistlichen Freunde. Nicht weniger intensiv meditiert er den Tod. Und bis zur Erschöpfung fordert der unentwegte Arbeiter von sich das Äußerste. Die letzte Aufzeichnung in »Impressionen und Analysen«, die vom 2. Juni 1957, einen Tage also vor dem Tode, spricht von einer neuen Arbeit: »Angefangen, unter dem Titel »1857«, einen Essay über »Madame Bovary«, »Fleurs du Mal«, »Nachsommer« (das Dreigestirn Flaubert, Baudelaire, Stifter, geboren 1857) zu skizzieren. Schwer, schwer. Ich hoffe, etwas zu vermögen, bin dessen aber nicht gewiß.«

Die Tagebuchaufzeichnungen kommen aus dem Innenraum des Herzens, aber es gibt da auch Außenlicht, die Fenster sind nicht ganz geschlossen, die Türen halb angelehnt. Frau Welt lugt herein. Ihr ramponiertes Aussehen wird mit der Schärfe einer Sonde registriert.

Dabei hatte der Beobachtende das Glück der Zweisamkeit: Die Gefährtin seines Lebens stand ihm zur Seite, bestand mit ihm die lange Nacht. Die »Tagebücher« sind ein »commentarius perpetuus«, überspringen also nur selten größere Zeiträume und stellen in sich selbst ein Gewebe aus vielen Fäden dar: Aufzeichnungen des alltäglichen Geschehens, Besuche, Begegnungen, Gespräche; Notizen über Launen des Klimas, über Färbungen von Landschaft und Himmel, diese Notizen sehr häufig, da man ja, so vermerkt er, »jetzt in ganz anderem Grad, als unter normalen Verhältnissen, von der Natur lebt«. Man schaut in die Werkstatt, in der dieser Mann der gefährdeten, reduzierten Existenz bei anfälliger Gesundheit die sittliche Würde zu bewahren sucht. Er schreibt ein Logbuch des äußeren Zerfalls (die Zerstörungen in München durch die Luftangriffe, die moralische Verwilderung, die sich breiter machende Gemeinheit, als Gegengewicht freilich auch Musik, Lektüre und unversehrtes Blühen), und zugleich läuft, parallel dazu, in einer tieferen Schicht, die stete Auseinandersetzung eines dem Geist verpflichteten Daseins.

Als Tutzing am 30. April 1945 von den Amerikanern besetzt wurde, begann auch für Hausenstein die Befreiung. Doch kurzfristig war sein befreites Aufatmen. Er verschweigt nicht seine Enttäuschung über manche Praktiken der Besatzungsmacht, seine Kritik ihr gegenüber ist ebenso unverhohlen wie gegenüber dem schäbigen Verhalten vieler Landsleute. Heute, in der Rückschau, fällt es leichter zu begreifen, daß der Verfall der öffentlichen Moral durch die zwölf Jahre das geistige Klima mit Konfliktstoffen aufgeladen hatte, von denen auch die Sieger ergriffen wurden. Innere Freiheit gedeiht selten in solcher Luft, sie setzt personale Immunität voraus. Wo diese vorhanden ist,

entwickelt sich Freiheit um so kräftiger. Sie schließt die Unabhängigkeit ein, auch lockenden Möglichkeiten gegenüber, wenn diese abseits des als gemäß empfundenen Weges liegen.

Als Hausenstein von den Amerikanern als Erstem die Mitherausgabe der jetzigen »Süddeutschen Zeitung« angetragen wurde, schlug er diese größte materielle Chance seines Lebens aus, weil er seine literarischen Pläne, den Roman und die Übertragungen französischer Lyrik, zu Ende bringen wollte. Auch bei Übernahme der Pariser Mission erwies er sich nicht als sehr geschäftstüchtig: er handelte die Altersversorgung nicht aus, was sich später rächte. Da er erst mit 68 Jahren den Dienst antrat, konnte er nicht mehr Beamter werden, besaß also auch keinen Pensionsanspruch.

Er trat am 16. Juli 1950 den Pariser Posten zunächst als Generalkonsul an und wurde dann Botschafter »ad personam«, d. h., er war kein Vollbotschafter im protokollarischen Sinn. Ein solcher hätte er erst werden können, als nach den Pariser Verträgen 1955 die Bundesrepublik die volle Souveränität erlangt hatte. Zwar war seine Tätigkeit bis mindestens 1955 vorgesehen, aber Adenauer berief ihn schon kurz vorher ab. Der Bundeskanzler hat dann später Hausenstein gegenüber selber einbekannt, man habe ihn »schnöde behandelt« und hat dann, im ersten Band seiner »Erinnerungen«, seiner Tätigkeit hohes Lob gespendet.

Der Pariser Posten war anfangs – vollends verglichen mit heute – mit Geldmitteln miserabel ausgestattet. Hausenstein mußte sparen an allen Ecken und Enden, aber doch die notwendigen Kontakte pflegen. Es gelang ihm, den Respekt und das Vertrauen der französischen Partner, vor allem des vormaligen Hohen Kommissars André François-Poncet zu gewinnen. Zu Blankenhorn, vor allem aber zu Hallstein auf der deutschen Seite wollte sich kein rechtes Verhältnis herstellen, für viele deutsche Berufsdiplomaten blieb er der Outsider, kam er doch nicht »aus der Karriere« und gehörte er keiner ihrer »crews« an.

In seinem farbenreichen großen Rechenschaftsbericht, den »Pariser Erinnerungen«, nimmt das Adenauerporträt einen sehr breiten Raum ein, und immer wieder zerbricht sich Hausenstein den Kopf, ob Adenauer im Sinne des Kardinals John Henry Newman ein wirklicher Gentleman war.

Kardinal Newman definiert den wahren Gentleman als einen Mann, der Rücksicht auf seine Umgebung nimmt, zartfühlend, einfach und zwingend ist . . . Hausenstein müht sich auf gut fünfzig Seiten, Adenauer dieser Definition anzupassen, freilich mit vielen Wenn und Aber. Der Versuch hat etwas rührendes, aber er führt zu keinem Resultat. Adenauer war ein guter Katholik, ebenso Hausenstein. Oft kam der Bundeskanzler nach Paris, und sonntags knieten beide nebeneinander in Notre Dame zum Gebet. Während jedoch Hausenstein primär ein künstlerischer Mensch war und kein Politiker, war Adenauer primär Politiker, mit dem ausgesprochenen Verhältnis zur Macht. Die Ausübung von Macht ist kalt, zuweilen schnöde und listig. Daß Adenauer ein bedeutender Staatsmann war, bezeugt ihm heute Henry Kissinger und damals wußte es auch Hausenstein. Aber er wollte es einfach nicht wahrhaben, daß die Wege des Staatsmannes und des franziskanischen Christen zwei Parallelen sind, die sich in der Unendlichkeit schneiden. So lehrt es leider auch der Geschichtslauf.

Im Maße, in dem die inneren Reserven gegen den Bundeskanzler zunahmen, gewann für ihn die Figur des Außenministers von Brentano zusehends an Profil. Aufschlußreich

in dieser Hinsicht ist ein an mich aus Tutzing am 22. November 1955 gerichtetes Schreiben. Es heißt darin:

»Bei der Gelegenheit möchte ich sagen, daß Heinrich von Brentano für mein Gefühl – und sicher nicht nur für das meine – in der letzten Zeit sich ganz vorzüglich *bewiesen* (vom Verf. hervorgeh.) hat, daß seine politische Kapazität bedeutende Erwartungen hervorruft und daß sich diese Erwartungen sicherlich bestätigen werden. Man sieht erst jetzt ganz deutlich, wie richtig es war, daß Brentano die (sicher nicht immer einfache) *Geduld* (v. Verf. hervorgeh.) gehabt hat, so lange zu warten. Wenn diese Wartezeit einen gewissen Druck bedeutet hat, dann ist dieser Druck nunmehr auf eine wirklich imponierende Weise überwunden. Der Minister tritt in einer Weise hervor, die völlig überzeugt: mit einer glücklichen Mischung von Energie, Einfachheit, Unmittelbarkeit, und mit einem ganz genauen Gefühl für das richtige Maß – einem Gefühl, das den echten Politiker kennzeichnet. Es hat mir eine wirkliche Freude bereitet, diese Entwicklung gerade in der jüngsten Zeit mit anzusehen.«

Hausenstein kehrte zurück: erst wieder nach Tutzing, dann nach München in die Lamontstraße. Das letzte Stück des Weges war mühevoll, mit neuem Mut begann er das harte Werk des Schriftstellers. Indessen rann die Sanduhr langsam aus. Am Vorabend seines Todes war er noch in der Oper, am Morgen des 3. Juni 1957, um siebeneinhalb Uhr, überfiel ihn eine definitive Herzattacke von zwei Stunden Dauer. Er wurde mit dem herkömmlichen Prunk eines Staatsbegräbnisses bei der kleinen Kirche St. Georg in Bogenhausen beigesetzt. Der Außenminister erschien mit seiner Suite, Abt Hugo Lang von Sankt Bonifaz hielt die Trauerrede. Auf dem Ordenskissen hinter dem Katafalk lagen die Insignien des Großoffiziers der Ehrenlegion und das Großkreuz des Bundesverdienstordens mit Stern und Schulterband. Der schwarze Vorhang war über einem an Erfolgen und an Mühen reichen Leben niedergegangen.